Zeitschrift: Der Freidenker [1927-1952]
Herausgeber: Freigeistige Vereinigung der Schweiz
Band: 34 (1951)
Heft: 5

Artikel: Spanische Bilder
Autor: Stebler, Jakob
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-410089

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

bestimmung der Schule gleichkomme und mit dem Hinweis, daß in der Bundesverfassung auch eine religiöse Eingangsformel stehe!

Nach gewalteter Diskussion, in der auch wieder *Gottlieb Duttweiler* zu einigen Heiterkeitserfolgen kam, warnte *Dr. H. Duttweiler* nochmals vor einer Ueberschätzung der religiösen Formel. «Mit einem Lippenbekenntnis kann man den Geist der Schule nicht formen.» Er ist auch nicht überzeugt, daß die ganz große Mehrheit des Volkes für die konfessionelle Fassung eintrete. Auch Erziehungsdirektor *Briner* glaubt nicht, daß man mit Gesetzesartikeln die Religion retten kann. In der nachfolgenden Hauptabstimmung erhält der Antrag der Kommissionsmehrheit, d. h. auf Streichung des Absatzes 2, nur 66 Stimmen, während der Antrag *Hackhofer* mit 82 Stimmen zum Beschluß erhoben wurde.

Damit sind die Weltlichen und die Toleranten wieder einmal unterlegen und der «kleine Kulturkampf» für den Augenblick wieder einmal beendet. Aber nur für den Augenblick, denn es ist ein verhängnisvoller Irrtum der Protestanten zu glauben, das «Christentum» hätte damit einen Sieg davongetragen. Auf weitere Sicht gesehen wird nämlich der katholische Partner des Christentums den Sieg davontragen, denn wenn sich die Protestanten mit den Katholiken zu einer christlichen Allianz zusammengefunden haben, so versteht der Katholizismus unter «Christentum» eben nicht das gleiche wie die Protestanten. Es gibt nur eine seligmachende Kirche, die dieses Christentum verkündet, und ihr Gott wird in einem gegebenen Augenblicke nicht der Gott der Protestanten sein. Hieran wird der Glaube Gottlieb Duttweilers nicht viel ändern, wenn er sagte: «Ich glaube nicht, daß wir zu befürchten haben, daß der Katholizismus den Kulturkampf in die Schule hineintragen würde.» Der Zweckparagraph mit seiner religiösen Komponente hat nicht nur das ganze Konzept des Gesetzes verdorben, er wird sich eines Tages als verhängnisvolle Schlinge erweisen.

Die Katholiken im Kanton Zürich beginnen ihre zahlenmäßige Stärke gewahr zu werden. Bereits im vergangenen Herbst, also noch bevor der famose Zweckparagraph im neuen Volksschulgesetz verankert war, haben die Teilnehmer am Zürcher Katholikentag den Zeitpunkt für gekommen erachtet, «*das Gesetz über das kantonale Kirchenwesen vom Jahre 1863 zu revidieren, da die Katholiken nunmehr rund ein Viertel der Gesamtbevölkerung ausmachen.*»[4]

Mit den Belangen des «Christentums» haben die Katholiken einen ihrer Ansprüche angemeldet. Der Sieg ist ihnen, dank der protestantischen Hilfe, unerwartet rasch und leicht in den Schoß gefallen. Die durch das Apologetische Institut des Schweizerischen katholischen Volksvereins (lies Jesuiten) gesteuerten und um die «Neuen Zürcher Nachrichten» gescharten Katholiken werden bald weitere Ansprüche geltend machen.

Die Geschäfte des aufstrebenden Katholizismus im Kanton Zürich besorgt der ahnungslose Protestantismus mit einer geradezu rührenden Einfalt. Wenn ein protestantisches Aktionskomitee am 22. Oktober 1950 eine Versammlung von 900 Personen zusammenbrachte, die den konfessionellen Standpunkt im Zweckparagraphen verankert haben wollte, so zeigt dies nur, wie der Protestantismus der Geschobene, die Katholiken im Hinterhalt aber die Schiebenden sind. Wie viele Protestanten waren wohl an dieser Versammlung? Wir werden kaum fehlgehen in der Annahme, daß der Katholizismus das Hauptkontingent stellte. Das war natürlich sein gutes Recht, denn vorderhand sind weder die Begriffe «Christentum» noch «Gott» näher

[4] Vgl. «Der Freidenker» 1951, Nr. 2, S. 14.

Spanische Bilderfolge

von Jakob Stebler

Seit meinem letzten Spanienaufenthalt sind es fünfzehn Jahre her. Es war unmittelbar vor Ausbruch des Bürgerkrieges, der damals schon irgendwie in der Luft lag: Generalstreiks, Brände, Schießereien, Polizeichikanen und anderes mehr. Und dann begann die bekannte Tragödie des spanischen Volkes.

Damals schwor ich drei heilige Eide: solange dieser Herr Franco am Ruder ist, solange sieht man mich nicht mehr in Spanien.

Ich habe diese drei heiligen Eide schmählich gebrochen. Diesen Frühling. Ausgerechnet in der Semana Santa. Obschon ich nicht wußte, daß gerade Semana Santa ist.

* * *

Aeußerlich hat sich nicht viel geändert. Einzig Madrid, diese unvergleichbare ville lumière Spaniens, fand ich anders vor, als ich sie vor fünfzehn Jahren verlassen hatte. Verwahrlost, verlottert, verelendet, Straßenbeleuchtung dritter Klasse. Am Manzanares unten stehen noch die Ruinen des Bürgerkrieges herum. Der Paseo del Prado gleicht stellenweise einem trockenen Flußbett.

Vielleicht irre ich mich, weil die erste Bekanntschaft immer die günstigsten Eindrücke vermittelt und ich Madrid so wiederzusehen glaubte, wie ich es damals sah. Die Gran Via, die Castillana, die Calle de Alcalà, das königliche Schloß und die Wolkenkratzer um den Callao herum tragen immer noch dasselbe Gesicht, und das Leben pulsiert hier weiter, als ob nichts geschehen wäre, im Ritz gehen die gleichen satten Leute ein und aus wie einst im Mai, aber das Atocha-Viertel ist dunkler als je zuvor, und die Quatro Caminos, die einst etwas auf sich hielten, sind zum Elendsquartier geworden. Irgendwo scheint ein Stück natürlicher madrilenischer Fröhlichkeit verloren gegangen zu sein. Um neun Uhr abends sind die Straßen, die früher um Mitternacht noch von lebenshungrigem Volk wimmelten, menschenleer.

Es mag ein Trugschluß sein. Denn von der gleichen Veränderung ist in Barcelona nichts zu spüren. Das mag sich daraus erklären lassen, daß die industriereiche katalanische Hauptstadt krisenfester ist — trotzdem gerade hier sich die ersten Sturmzeichen ankündigten — immerhin fällt dem unbefangenen Beobachter der Unterschied in den Lebensäußerungen der beiden Metropolen auf den ersten Blick auf. Doch ist es für den Ausländer schwer, Schlüsse zu ziehen; ich ziehe also keine.

Der Duro, der spanische Fünfliber, ist kleiner geworden und besteht nicht mehr aus Silber, wie einst im Mai, sondern aus einer Nickellegierung. Böse Zungen behaupten, daß auf diese Art eine Nickelreserve für bestimmte Zwecke angelegt werden soll. Aber man soll bösen Zungen nicht alles glauben. Auch das Bild Alfonsos auf dem Duro hat weichen müssen, bloß das «Por la gracias de Dios» ist geblieben, freilich im Zusammenhang mit dem neuen Kopf, der nun die Münze ziert: «Francisco Franco Caudillo de España por la G. de Dios». Punkt.

Und noch etwas anderes ist anders geworden: die Betteljungen, die dich zwar jetzt noch wie Heuschreckenschwärme überfallen und dir überallhin das Ehrengeleit geben, betteln nicht mehr um pennys wie früher, sie erwarten Pesetas oder «cigaretes por papa». Das ist offenbar auf die Abwertung des englischen Pfundes zurückzuführen, einerseits ist der penny weniger wert als früher, anderseits gebietet wohl der Patriotismus, um Pesetas zu betteln; das läßt sich nicht so genau feststellen. Einzig in Puerto de la Cruz auf Teneriffa, wo sich sehr viele Engländer ferienhalber und wohl auch geschäftlich herumtreiben, müht sich die Betteljugend ab, die Fremden um pennys zu erleichtern.

* * *

Vor fünfzehn Jahren schrieb ich in meinem Notizbuch: «Im Bahnhof von Figueras wächst Gras auf den Schienen».

Dieses Gras steht heute noch dort, bloß ist es inzwischen etwas dichter geworden.

* * *

präzisiert. Zur höheren Ehre Gottes läßt sich ein zusammenspannen mit den Protestanten wohl rechtfertigen; der Strick wird dann erst gedreht, wenn das Christentum bzw. Gott im Gesetz verankert ist und man sich nicht mehr mit dem deklamatorischen Christentum der Ketzer zu identifizieren braucht.

Schon wenige Tage nach der Beratung des Gesetzes wird die Sprache der Katholiken schon forscher. Man lese den Text des Wahlaufrufes zum 14./15. April 1951 für die Neubestellung des Kantonsrates («Neue Zürcher Nachrichten» Nr. 86, vom 13. April 1951), in dem der Katholizismus das Visier leicht lüftet und den Protestanten den «Dank» abstattet für die bisherige Gefolgschaft:

> Denk an den Schulkampf, katholischer Mitbürger! Während der ganzen letzten Amtsperiode hat die christlichsoziale Fraktion sich mit Bravour für die christlichen und katholischen Belange im neuen Schulgesetz gewehrt. Nach tagelang hin- und herwogenden Debatten ist es ihr endlich gelungen, in der zweiten Lesung der Vorlage wenigstens zu verhindern, daß der Name Gottes aus dem Zweckparagraphen herausgeworfen werde. Vom höhnenden Atheismus der Linken bis zum kühlen liberalen Indifferentismus sind unsern katholischen Kantonsräten alle Schlagworte eines unchristlichen Jahrhunderts entgegengeschleudert worden. Ein Wunder fast, daß es wenigstens noch zum Namen Gottes gereicht hat!
>
> Als es aber um die gerechten katholischen Belange ging, haben sich im ganzen Rat drei Mann gefunden, mit unserer Fraktion zu stimmen: Der Einbau des Religionsunterrichtes in den Stundenplan, wie er im protestantischen Basel schon seit Jahrzehnten verwirklicht ist, wurde abgelehnt! Die konfessionellen Privatschulen, die dem Staate Millionen ersparen und ein notwendiges Gegengewicht zu uniformen Staatsschulen sind, wurden von jeder Subventionsmöglichkeit ausgeschlossen.
>
> Das Schulgesetz ist noch nicht Gesetz! Der Kampf geht weiter. Von der Schule hängt die christliche Zukunft ab! Laß uns nicht im Stich!
>
> Wähle christlichsozial![5]

Man sollte meinen, eine Handvoll Un- und Andersgläubiger würden auf dem Areal des Kantons Zürich noch keine Gefährdung des christlichen Glaubens verursachen. Weit gefehlt. Die römische Internationale weiß den Protestanten die Angst vor den Gottlosen dermaßen in die Knochen zu jagen, daß sich selbst im Kantonsrat noch eine Mehrheit findet, um den Katholiken den Weg zur Verwirklichung ihrer Ziele zu ebnen. Was im Kanton Luzern vor kurzem möglich und, angesichts der konfessionellen Verhältnisse, bis zu einem gewissen Grade verständlich war — auch dort wurde neulich ein Zweckparagraph mit einer konfessionellen Komponente in das neue Schulgesetz aufgenommen — das hat der zürcherische Kantonsrat unter katholischer Führung und nach katholischem Muster zuwege gebracht, nachdem die Volksschule schon hundert Jahre ihren Zweck ohne Zweckparagraphen erfüllt hat. Da muß man die Stellungnahme des Großen Rates des Kantons Bern loben, dessen Kommission an der neutralen Staatsschule festgehalten hat und einen Hinweis auf die «christliche Erziehung» — der allerdings von einem protestantischen Brienzer eingebracht wurde — als der Glaubens- und Gewissensfreiheit zuwiderlaufend bezeichnet. Auch im bernischen Großen Rat war die katholische Fraktion handlich zur Stelle, als es galt, diesen Antrag zu unterstützen. Der Einfluß und die Einflüsterungen des Katholizismus sind aber im Kanton Bern anscheinend noch nicht so weit gediehen wie im Kanton Zürich und Erziehungsdirektor *Dr. Markus Feld-*

[5] Anläßlich der am 14./15. April durchgeführten Kantonsratswahlen haben die Christlichsozialen vier Mandate gewonnen. Ihre Fraktion hat sich von 16 auf 20 erhöht. Es haben sich also viele wieder auf ihren Glauben besonnen!

Die «Villa de Madrid» ist ein modernes Schiff von zehntausend Tonnen, das den Kursdienst zwischen Barcelona und den Kanarischen Inseln besorgt. Elf Tage dauert die Fahrt hin und zurück, und während dieser Zeit ist auch für das Seelenheil der Passagiere gesorgt. Auf dem B-Deck gegenüber den Eingängen zum Musiksalon befindet sich zu diesem Zweck eine «Capilla», eine bescheidene, schmucklose Kapelle, in der schätzungsweise 20 Personen Platz finden. Ist der Zustrom größer, so scharen sich die Gläubigen eben im Vorraum. Es geschah dies ein einziges Mal, und zwar an einem hohen kirchlichen Feiertag. Sonst waren die beiden täglich abgehaltenen Andachten schlecht bis ganz schlecht besucht, einmal zählte ich 12, einmal 9 Personen, und das auf einem Schiff, das immerhin 400—500 Personen, Besatzung inbegriffen, trug.

Ein Zeichen der Zeit? Ja und nein. Denn die paar Kirchen, die ich später besuchte, wimmelten von Leuten. Woraus der Schluß zu ziehen ist: die Armen gehören in die Kirche, die Reichen — und in der erster Klasse der «Villa de Madrid» fahren keine armen Teufel mit — haben das nicht nötig.

Der Beginn der religiösen Handlungen wird jeweils von einem Steward durchs ganze Schiff ausgeschellt; man kann ihn nicht verpassen. Auf dem Altar brennen sechs elektrische und zwei Naturkerzen. Links nebenan ist das Comisario, rechts nebenan die Barbierstube. Durch die offene Türe sieht man, wie der Figaro einen Kunden einseift, während der Priester sich bemüht, seines Amtes zu walten. Gleichzeitig vergnügen sich einige Knaben damit, die Treppe vom A-Deck herunterzurutschen. In der Capilla knien zwei kleine Mädchen, schielen nach den Buben und möchten auch lieber die Treppe herunterrutschen. Aber die Eltern finden, das Seelenheil gehe vor.

Der Priester, übrigens ein sympathischer, älterer Herr in einfacher Offiziersuniform mit einem violetten Streifen am Unterarm, ist also keineswegs überlastet. Zweimal eine halbe Stunde pro Tag, das geht an. Ich erkundige mich diskret, ob denn der Mann nicht noch andere Obliegenheiten habe. Nein, heißt es. Seine ganze Tätigkeit erschöpft sich in der Vornahme der beiden täglichen religiösen Handlungen. Wenn ich jewieder einmal auf die Welt kommen sollte, möchte ich Priester auf der «Villa de Madrid» werden.

* * *

Ich habe, manchmal zu meinem Schaden, eine gute Meinung von den Leuten. In Cadiz wurden wir einmal regelrecht in die Flucht gebettelt. Ich hatte keinen Centimo mehr in der Tasche, dafür zwei hartnäckige Betteljungen im Schlepptau, die einfach nicht von mir ablassen wollten. Da versuchte ich ein Experiment. «Die Spanier», sagte ich zu meiner Frau, «sind alles ehrliche Leute, sogar diese kleinen Bettler werden uns nicht übervorteilen, wenn wir uns großzügig erweisen und ihnen unser Vertrauen schenken. Ich gebe ihnen eine Fünfernote zum Wechseln und verspreche jedem eine Peseta, wenn sie mir das Herausgeld zurückbringen.»

Meine Frau war skeptisch. Die Jungen versprachen, das Geld in der nächsten Fonda wechseln zu wollen. Zu viert trabten wir also los. Unterwegs schloß sich ein weiterer Schwarm an, und als wir vor der Fonda ankamen, forderten mich die beiden ersten gebieterisch auf, nun endlich ... die Fünfpesetanote zu wechseln, und spielten die gekränkte Unschuld, als ich das selbe von ihnen verlangte. Zum Zeichen des Nichtbesitzes hielten sie mir die offenen Hände hin, ich konnte mich also selbst überzeugen, daß ich ihnen nichts gegeben hatte. Die fünf Pesetas waren natürlich inzwischen längst in die Hände von Komplizen übergegangen.

«Da siehst du», sagte meine Frau.

Seitdem hat mein Glaube an die Menschheit wieder einen gelinden Stoß mehr erhalten.

* * *

In Cadiz bekam unser Priester Zuwachs. Ein Missionar mit mächtigem Wilhelm Tell-Bart sowie sein Assistent gesellten sich zu uns. Zum Abschied hatten sich auf der Hafenmole eine ganze Priesterseminarklasse in phantastisch aufgeputzter Aufmachung eingefunden. Die jungen Leute rissen sich darum, Wilhelm Tell die Hand zu küssen — den, der zuletzt an die Reihe kam, habe ich nicht beneidet.

mann hatte den Rat auf seiner Seite. Wenn man den Blick nach Zürich wendet, dann könnte einem nicht nur um die Volksschule, sondern erst recht um die Köpfe im Rate bange werden, die den katholischen Einflüsterungen Gehör schenkten. Was, ihr Zürcher Protestanten, würde Euer Zwingli sagen, wenn er Euch so weit vom Glauben abgeirrt sehen würde, daß Ihr zu katholischen Zwangsmitteln Zuflucht nehmen müßt? Leox.

«Die skandalöse Tatsache muß aufhören, daß der moderne Staat sich anmaßt, Vater und Erzieher der Jugend zu sein, während ihm die notwendigen Voraussetzungen für diese Mission fehlen.»

de Boer, Generalinspektor des holländischen Ministeriums der Schönen Künste am nationalen Kongreß aller an der konfessionellen Schule interessierten Organisationen in Toulouse 1951.

Diese Voraussetzungen erfüllt nur die Rom-Kirche, deren einzige Legitimation hierzu die Anmaßung ist. Siehe das Analphabetentum in jenen Ländern, in denen die Kirche «Erzieherin» spielt. Schweizer, sei wachsam auf deine Staatsschule!

Lawinenverschüttet, weil Sünder

«Der Schweizerische Beobachter» bringt in seiner Nr. 5 Stellen aus einer pfarrherrlichen Kanzelpredigt, die wir unsern Lesern ebenfalls vorlegen, weil sie zeigen, zu welcher Gemütsroheit der religiöse Fanatismus führen kann. Der Pfarrer sprach zu seinen geduldigen Zuhörern von den Lawinenkatastrophen dieses Winters und den Opfern an Menschenleben, die sie gefordert hatten, und führte u. a. aus:

«Und nun macht unser Volk in der Mehrzahl die stillschweigende Voraussetzung, es sei einfach ein Schicksalsschlag. Eine blinde Naturgewalt habe da Unheil angerichtet.

Was tut man da? Man tötet den lebendigen Gott. Man setzt den Herrgott ab. Man will es nicht gelten lassen, daß er ein Richter und Rächer ist, der nun mit seiner strafenden Hand hineingriff mitten in unser Volk. So wie ein zorniger Lehrer hineingreift in eine lärmende Rotte Buben und ein paar herausreißt und bestraft, so hat Gott in unser lärmiges Volk hineingegriffen, ein paar herausgenommen und exemplarisch bestraft . . .

Warum hat Gott das getan? . . .

Wie die von Pilatus Getöteten und die vom Turm Erschlagenen umkamen, weil sie Sünder waren, so sind die über sechzig Bergbewohner umgekommen, weil sie Sünder waren . . .

Solange ihr das nicht seht, daß Gott an den Bündnern und Urnern und Wallisern ein Gericht vollzogen hat, solange ihr das nicht seht, solange könnt ihr nicht im vollen Ernst hören, was euch nun angeht. Euch wartet der gleiche Schlag . . .

Meint ihr, diese Bündner, Urner und Walliser seien mehr als alle andern Schweizer Sünder gewesen, weil sie von Lawinen verschüttet wurden? Nein, sagt Christus, sondern wenn ihr nicht Buße tut, werdet ihr alle auf gleiche Weise umkommen . . .

Gott hat ja noch ganz andere Lawinen, die er loslassen kann: Kriegslawinen, Atomlawinen, Lawinen von Bazillen und Bakterien. Die letzte Grundlawine ist die des Weltuntergangs . . .»

So spricht ein «Seelsorger», während das ganze Schweizervolk erschüttert vor dem Unheil steht und mancher sein Scherflein beiträgt, um der Not, die zu dem vielfachen Tod gekommen ist, steuern zu helfen. Bloß der «Seelsorger» ist nicht erschüttert, im Gegenteil, er triumphiert, hat ihm das Unglück doch die gute Gelegenheit in die Hand gespielt, seinen Gläubigen einmal die Hölle gehörig heiß machen zu können, zu wettern und zu drohen mit Atombomben und Schlimmerem und ihnen einen «heilsamen» Schrecken einzujagen vor dem Gott, der ins Verborgene sieht und der Väter Missetat heimsucht an den Kindern bis ins dritte und vierte Glied.

Im übrigen machte der Mann einen sehr guten Eindruck. Meist saß er zwar auf irgend einer Treppe und lispelte etwas in sein Brevier hinein. Er sah nicht den Tanz der Delphine im Wasser, er sah nicht die Weite des Ozeans und das Spiel der Schaumkronen; er war versunken in das, was ihm als Pflicht aufgetragen worden war — Primavera senza sole!

* * *

Ich habe sie gerne, die Kreuzgänge in den alten Kathedralen. Nicht daß sie mich zu frommen Betrachtungen verführten, aber um ihrer Architektonik willen. Sie sind Inseln des Friedens, unberührt von dem, was sich nebenan abspielt. Sie haben etwas Oasenhaftes. Der Kreuzgang der Kathedrale von Las Palmas umschließt einen Tropengarten von geradezu unwahrscheinlicher Pracht, ein Frühlingsbild, das seltsam von dem dumpfen Dunkel des Kirchenschiffes absticht. Da drinnen murmeln Priester Gebete, draußen zwitschern die gefiederten Sänger der Freiheit. Zwei Welten innerhalb desselben Gemäuers.

* * *

Das Städtchen Teror auf der Insel Gran Canaria straft seinen blutrünstigen Namen Lügen. Es ist etwas vom Reizendsten, das sich denken läßt. Außerdem besitzt es eine vielbeschäftigte Madonna; sie soll Schutzpatronin der Insel, Schutzpatronin eines Regiments und Schutzpatronin von noch etwas anderem sein, aber das andere habe ich wieder vergessen.

Teror bot uns den Anblick einer Prozession. Sie sah aus, wie Prozessionen bei uns auszusehen pflegen, hatte aber dazu die Eigenart spanischer Folklore. Wohl eine Viertelstunde lang strömte die Menge, allerdings im Zeitlupentempo, aus der Kirche heraus, und ebensolange spielte die Dorfmusik unermüdlich und schrecklich falsch immer wieder die gleichen Takte, die sich anhörten wie eine Passage aus dem Trauermarsch von Chopin. Drei mächtige Heiligenbilder wurden herausgetragen, und als ich nachher die Kirche besichtigte, stellte sich heraus, daß ein viertes noch drinnen geblieben war. Der Altar dieser Kirche hatte etwas Feenhaftes, er war über und über mit Blumen bekränzt, die aussahen wie Schwertlilien, sämtliche Kerzen brannten, und irgendwie roch es nach höchster Feierlichkeit. Nirgends so sehr wie in diesem Raum begriff ich, wie sehr das menschliche Gemüt zum Mitschwingen gebracht werden kann und der Mystik erliegt.

Immerhin scheint die Kirche in Teror auch Passivmitglieder zu haben, und zwar in großer Zahl. Die Zuschauer der Prozession waren in der Mehrheit. Und während an der Spitze der Prozession hinter der Kirche ein dünner Knabenchor ertönte, klapperten auf dem Platz vor der Kirche schon die Glücksräder und funkelten die Glutaugen, an denen Spanien so reich ist . . .

* * *

Die vier Heiligenbilder in der Prozession von Teror stellen indessen keinen Rekord dar. Acht Tage später, beim Einbruch der Nacht, fand in Puerto de la Cruz auf der Insel Teneriffa eine ähnliche Prozession statt. Ich sah sie nicht, aber der Barbier erzählte mir anderntags begeistert, daß nicht weniger als zehn Heilige im Zug mitgeführt worden seien.

Wanderer, der du die Kirche von Puerto de la Cruz betrittst, achte auf die Besonderheit: unter dem Eingang, da wo die Erlasse der kirchlichen Behörden angeschlagen sind, hängt zugleich auch das Kinoprogramm. Dasselbe ist der Fall bei der Kirche in Orotava. Was das Kinoprogramm in der Kirche zu suchen hat, ist mir nicht bekannt, bestenfalls vermute ich, man schlägt es dort an, wo am meisten Leute hingehen.

Verweilen wir noch ein bißchen in Puerto de la Cruz.

Der große Platz des Pueblo ist natürlich nach dem Caudillo benannt. Und neben der Tafel «Plaza del General Franco» hängt an einer Hauswand ein riesiges hölzernes Kreuz, das auf eine gewisse Verwandtschaft schließen läßt. Das Kreuz soll zwar, wie mir einer sagte, eine bestimmte politische Symbolik haben. Aber ich traue dem Frieden nicht recht.

Wie aus dem Zitat zu ersehen ist, hat nach der Meinung des Pfarrers der zornige Gott wahllos einige Sünder aus der großen Sündermasse herausgegriffen und «exemplarisch bestraft» gleich einem sehr schlechten Erzieher, der alle Selbstbeherrschung und Vernunft verloren hat. Sich seinen Gott so vorzustellen, ist Sache des Pfarrers; das berührt uns nicht. Es ist eben so, wie der Goethesche Spruch sagt: «Wie einer ist, so ist sein Gott. Darum ward Gott so oft zum Spott.»

Hier aber ist Gott als so unvernünftiger Wüterich dargestellt, daß selbst der unentwegteste Gläubige den Kopf schütteln und sich fragen muß: Warum hat Gott, wenn er strafen wollte, gerade diese sonst schon genug geplagten Bergbauern herausgegriffen, die Frömmsten unter den Frommen, die mit peinlicher Regelmäßigkeit in die Kirche und zur Beichte gehen, vor jedem der zahlreichen Bildstöcke in ihrem Lande einen Kniefall machen und sich bekreuzen? Hätte er nicht mit einem Erdbeben unter einer der großen Städte eine ungleich größere Zahl von Sündern und zwar richtigen, erwischt und dazu noch die Atheisten, die nicht an ihn glauben? Vielleicht hat der Pfarrer mit seinem geistlichen Husarenritt da und dort eine Pforte der Erkenntnis aufgesprengt, die bis dahin verschlossen war, der Erkenntnis nämlich, daß «Gott» nichts als eine menschliche Idee ist und darum bald so, bald anders aussieht, bald lieb und gütig, bald finster und roh.

Wir Freidenker beurteilen die Predigt vom rein menschlichen Standpunkt aus, und da ist einfach das zu sagen: Es ist verabscheuungswürdig, das Unglück den Betroffenen als Schuldfolge zur Last zu legen; wir verabscheuen die Herzlosigkeit, die den Toten noch ins Grab nachruft: Euch ist recht geschehen! Das ist nämlich der Sinn dieser calvinistischen Brandpredigt. Und so etwas nennt sich «Seelsorge». E. Br.

Wir gratulieren

Am 20. April 1951 konnte unser Gesinnungsfreund *Ernst Akert* in Lugano in voller körperlicher und geistiger Frische seinen 80. Geburtstag feiern. Wir stellen uns, wenn auch etwas verspätet, in die Reihe der Gratulanten und entbieten unserem verehrten Mitkämpfer die herzlichsten Glückwünsche. Mögen ihm im geliebten Tessin noch recht viele Jahre der Gesundheit und des Friedens beschieden sein.

Daß unserem Jubilaren trotz des hohen Alters körperliche und geistige Frische eigen geblieben sind, davon zeugt, daß der 79jährige Ernst Akert zusammen mit seinem Sohne noch den Pizzo Cristallina (2915 m) bestiegen hat — und daß er geistig noch jener streitbare Kämpfer geblieben ist, den er je war, davon zeugten seine letzten Briefe an den Zentralvorstand. A propos Cristallina! Hat Cristallina nicht eine symbolische Bedeutung für das Wesen Ernst Akerts? Kristallklar war und ist sein Wesen. Nie hat er mit seiner Meinung hinter dem Zaune gehalten und kompromißlos hat er vertreten, was er je als richtig erkannt hat. Diese Kompromißlosigkeit, die seinem kristallklaren Charakter entsprang, war die Ursache seiner Entlassung als Lehrer im Jahre 1890 in Sommerau (Baselland), wo er wegen seiner freigeistigen Lebensauffassung «untragbar» geworden war. Sozialistische Agitation und Organisierung des Streiks im Jahre 1897 in Zürich führten abermals zu seiner Entlassung aus den Diensten der Verwaltung der Nordostbahn. Charakter und Können bahnten sich aber gleichwohl einen Weg, und im Jahre 1933, als er in den Ruhestand versetzt wurde, war Ernst Akert Abteilungschef der Bern—Lötschberg-Bahn.

Gesinnungsfreund Ernst Akert zählt zu den Gründern des während des Ersten Weltkrieges untergegangenen Schweizer Freidenkerbundes. Er war auch wiederum dabei, als die Frei-

---

Eines abends treffe ich im Dorf mit unserm Kellner zusammen. Ohne daß irgend ein Stichwort gefallen wäre, beginnt er plötzlich auf die Kirche und den Cura zu schimpfen. Er sei zwar ein guter Christ, aber zur Kirche gehe er nicht mehr und mit dem Cura sei er gründlich fertig. Auf meine Frage nach den Gründen dieses Verhaltens erklärte er, der Cura hätte ihm, dem armen Teufel, für die Taufe seines Kindes eine Gebühr von dreißig Pesetas verlangt.

Auch ein Grund zum Kirchenaustritt.

* * *

Im Hof des Grand Hotels führt irgend eine Trachtengruppe «spanische Volkstänze» vor. Diese spanischen Volkstänze sind genau so spanisch wie die schweizerischen Volkstänze, die bei uns die Trachtengruppe des Damenturnvereins an ihrer Abendunterhaltung darbietet, schweizerisch sind. Aber sie werden von den Fremden für bare Münzen genommen und lebhaft geknipst.

Aergern wir uns nicht über die Vorstellung der Amerikaner über die Schweizer als ewig jodelnde Hirtenknaben, wenn wir die andern unter dem gleichen kitschigen Gesichtswinkel betrachten.

* * *

Die Insel Teneriffa ist reich, sehr reich, aber der ganze Reichtum gehört ein paar Großgrundbesitzern. Der Rest besteht aus armen Teufeln. Der eine Briefträger von Puerto de la Cruz bezieht ein Monatseinkommen von 900, der andere von 500 Pesetas. Die einheimischen Taglöhner in den Bananenplantagen der großen Unternehmer sollen noch weniger verdienen.

«Por la Gracias de Dio!»

* * *

Ob im Auto, in der Bahn oder im Flugzeug, vor jeder Abfahrt bekreuzigen sich die Spanier. Offenbar trauen sie ihren Verkehrsmitteln nicht recht über den Weg. Im Flugzeug von Santa Cruz nach Madrid sind wir unser 57 Fahrgäste, darunter zwei Priester und ein Säugling. Es kann uns also nicht viel zustoßen. Wir fliegen dann auch wundervoll ruhig dahin, bis wir eine halbe Stunde vor Madrid, über dem Gebirge südlich Toledos, in eine Böenzone hineingeraten und die Kiste auf einmal beunruhigende Sprünge zu machen beginnt. Der Priester nebenan schlägt das Kreuz, ich halte mich krampfhaft am Riemen fest — beides hätte offenbar sehr wenig genützt, und ich glaube, wir haben uns doch vor allem auf den Piloten verlassen. Sicher ist sicher.

* * *

Wenn man in Madrid die Schwarzhändler das Brot unter den Augen der Polizei feilbieten sieht, so fragt man sich: woher kommt denn dieses Brot? Vom Himmel herunter gefallen kann es nicht sein, also stammt es aus den gleichen Mühlen, die das rationierte Mehl liefern, mit einem Wort: der Staat dürfte also auch die Schwarzhändler beliefern. Er verdient dabei mehr als am Verkauf der rationierten Lebensmittel.

Bisher war es so: jeder rationierte Artikel war auf dem schwarzen Markt ohne Karten für sündhaft teures Geld ebenfalls zu haben. Dann wurde die Rationierung aufgehoben und die Waren konnten frei verkauft werden ... zum bisherigen Schwarzmarktpreis.

Eines Tages wird es mit dem Brot ähnlich sein.

Denn der Staat braucht Geld, um den Polizeiapparat zu unterhalten, den er benötigt, um jene im Schach zu halten, von denen er dieses Geld einkassiert. Ein wundervoller Kreislauf. Und übrigens ist es nicht nur in Spanien so.

* * *

Werden für das liebenswürdige spanische Volk einmal bessere Tage anbrechen? Ich wage es nicht zu prophezeien. Sein Schicksal wird längst nicht mehr in Madrid sondern in Neuyork entschieden. Aehnlich war die Auffassung meines Kellners, der das Heil nur noch in der Monarchie erblickt. Franco sei eine amerikanische Marionette, Spanien eine Schachfigur in der amerikanischen Einkreisungspolitik gegen Rußland.

Ob und wie weit er recht hat, wird die Zukunft erweisen.